

## Sind Wissenschaft und Lebensqualität Gegensätze?

Tagung „Braucht es eine neue Wissenschaftskultur?“, Universität Zürich, 7. Juli 2014

Marcel Weber  
Département de philosophie  
Université de Genève  
marcel.weber@unige.ch

Das Thema der Lebensqualität von Wissenschaftlern ist bisher kaum philosophisch betrachtet worden. Eine Ausnahme bilden die alten Griechen. So hielten etwa Platon Erkenntnis für die eigentliche Bestimmung der menschlichen Seele. Auch Aristoteles dachte, dass, wer Wissen erwirbt oder schafft, das eigentliche Wesen des Menschen als vernunftbegabtes Tier realisiert. Denken und Forschen war also für diese antiken Philosophen notwendiger Bestandteil eines guten Lebens. Doch die Wissenschaftskultur im antiken Athen, wo Wissenschaft und Philosophie praktisch identisch waren und noch dazu ein Privileg einer schmalen Oberschicht, ist wohl kaum mit der heutigen zu vergleichen.

Die historischen Wurzeln der modernen Wissenschaftskultur sah der amerikanische Wissenschaftssoziologe Robert King Merton im englischen Puritanismus sowie im deutschen Pietismus, in denen Werte wie Gemeinschaft, Anerkennung und natürlich Fleiss eine wichtige Rolle spielten. Wer die Natur erforschte sah z.B. für die puritanischen Gründerväter der Royal Society in London die Spuren des göttlichen Wirkens in der Welt. Das letztere Motiv mag heute für viele Forschende weggefallen sein, aber dass Forschung eine ausgeprägt soziale Tätigkeit ist, in der gute Arbeit mit Anerkennung und Prestige belohnt wird, gilt auch heute noch. Wenn es also heute Konflikte zwischen Wissenschaft und Lebensqualität gibt, so müssen diese nicht an der wissenschaftlichen Tätigkeit als solchen sondern an den institutionellen Rahmenbedingungen liegen.

In seiner unvergesslichen Schrift „Wissenschaft als Beruf“ hat Max Weber als Besonderheit der wissenschaftlichen Karriere die wichtige Rolle herausgehoben, die der Zufall darin spielt:

„[O]b es einem solchen Privatdozenten, vollends einem Assistenten, jemals gelingt, in die Stelle eines

vollen Ordinarius und gar eines Institutsvorstandes einzurücken, ist eine Angelegenheit, die einfach Hazard ist. Gewiß: nicht nur der Zufall herrscht, aber er herrscht doch in ungewöhnlich hohem Grade. Ich kenne kaum eine Laufbahn auf Erden, wo er eine solche Rolle spielt.“

Besonders wo eine Vielzahl von Körperschaften wie Fakultät, Raktorat und Ministerium eine Wahl beeinflussen können besteht nach Max Weber eine Tendenz, dass „bequeme Mittelmässigkeiten und Streber allein die Chancen für sich haben“. Dies führte er auf die „Unzulänglichkeit der kollektiven Willensbildung“ zurück. Habilitationswilligen kann man nur raten: „lasciate ogni speranza“ – Ihr, die Ihr hier eintretet, lasst alle Hoffnung fahren!

Es ist erschütternd, sich zu vergegenwärtigen, wie wenig sich bei uns getan hat, seit Max Weber diese Zeilen schrieb, besonders wenn ich ihnen noch ihr Alter verrate: 1919—fast Hundert Jahre! Eine Zeit in der es sogar die Schweiz geschafft, das Wahlrecht für Frauen einzuführen. Aber unsere Universitäten sind praktisch immer noch organisiert wie damals. Die heute gänzlich überflüssige Habilitation existiert immer noch (mit Ausnahme der Romandie, doch ist das der einzige wesentliche Unterschied in Bezug auf das wissenschaftliche Karrieresystem). die meisten Institute bestehen aus wenigen Professoren und einer Schar von Angestellten ohne Zukunftsperspektiven vor Ort. Anstatt Assistenzprofessuren zu schaffen werden immer noch Lehrstühle mit promovierten Assistenten ausgestattet, manchmal im Zuge von Bleibeverhandlungen sogar mit mehreren. Das ist im Wesentlichen der Status von Max Webers 1919.

Wo heute nicht mehr die von Max Weber monierte Mittelmässigkeit regiert sehen sich Nachwuchsforscher heute einem enormen internationalen Konkurrenzdruck ausgesetzt. Ich denke, dass diese Konkurrenz grundsätzlich gut ist und zu einer erheblichen Qualitätssteigerung unserer Universitäten geführt hat. Das kann man besonders im schweizerischen politischen Kontext gar nicht genug betonen.

Im Zusammenhang mit den durch die Annahme der Masseneinwanderungsinitiative entstandenen Problemen wurde immer wieder betont, wie wichtig es ist, dass sich die Schweizer Universitäten und Forschungseinrichtungen dem internationalen Wettbewerb stellen. Wenn die Schweiz z.B. nicht am Horizon 2020 Programm teilnehmen kann wäre das laut dem basler Rektor Antonio Loprieno wie wenn der FC Basel nicht mehr in der Champions League spielen dürfte, oder Roger Federer und Stan Wawrinka nicht mehr in Wimbledon.

Ich muss gestehen, dass ich bei diesen Vergleichen etwas in Grübeln geraten bin. Das klingt ein bisschen so, wie wenn die Wissenschaft ein reiner Wettkampf wäre dessen einziges Ziel darin besteht, möglichst viele Gegner zu schlagen. Ist der internationale Wettbewerb ein reiner Selbstzweck, in dem es allein ums Prestige geht? Sollte die Funktion der Wissenschaft nicht eher darin bestehen, einen gut ausgebildeten und motivierten Nachwuchs heranzuziehen und gesellschaftlich relevantes Wissen zu erzeugen?

Ich werde gleich eine Überlegung präsentieren, die die zentrale Bedeutung des wissenschaftlichen Prestiges für die Selbststeuerung der Forschung herausstellen wird. Der internationale Wettbewerb ist für das Funktionieren des heutigen Forschungssystems unabdingbar. Zudem ist aber mit dafür verantwortlich, warum eine wissenschaftliche Laufbahn heute noch ein solcher Hazard ist, wie Max Weber feststellte.

Der Max Webersche „Hazard“ ist meines Erachtens eine der grössten Herausforderungen für die Lebensqualität von Forschenden. Gerade Familien brauchen langfristige Perspektiven und geografische Stabilität. Doch die meisten wissenschaftlichen Stellen in der Schweiz und in Deutschland sind nach wie vor relative kurzfristige Stellen. In diesen Ländern, die sich darin gleichen, dass der Bund sehr viel Geld zur Verfügung hat während die meisten Bundesländer bzw. Kantone und deren Universitäten notorisch klamm sind, machen Drittmittelprojekte einen immer grösseren Anteil der Forschung aus. Die Projekte laufen oft nur über 1, 2 oder 3 Jahre. Auch die 4-6 Jahre einer SNF-Förderungsprofessur oder einer deutschen Emmy-Noether Fellowship sind eher kurzfristig angelegt und an deren Ende steht oft die völlige Ungewissheit.

Ich möchte die These aufstellen, dass das Max Webersche Problem der Unberechenbarkeit einer wissenschaftlichen Laufbahn und das von Herrn Courvoisier angesprochene Problem des steigenden Publikationsdrucks möglicherweise eine gemeinsame Wurzel haben und deshalb auch gemeinsam bekämpft werden könnten. Um diese These zu untermauern möchte ich einen Blick auf das Belohnungssystem der Wissenschaft werfen. Die Wissenschaftssoziologen Bruno Latour und Steve Woolgar haben 1979 in ihrem einflussreichen Buch *Laboratory Life* ein Modell dieses Belohnungssystems entwickelt. Darin postulieren sie, dass dieses System im Wesentlichen aus so genannten „cycles of credibility“ besteht.

Am Anfang eines solchen Zyklus steht ein akademischer Abschluss, in der Regel ein Doktorat. Ein solcher Abschluss stattet eine junge Wissenschaftlerin oder einen jungen Wissenschaftler mit einem Startkapital aus. Die Währung dieses Startkapitals ist „credibility“ oder **wissenschaftliche Reputation**. Wenn die Nachwuchswissenschaftlerin nun eine Stelle in einem Labor oder einer Arbeitsgruppe antritt, investiert sie dieses Kapital, und zwar den gesamten Betrag. Sie kann das Startkapital vermehren, indem sie Papers produziert. Gelingt ihr das über längere Zeit nicht, ist das Startkapital aufgefressen. Publish or perish, wie man sagt. Ein Reputationszyklus kommt an sein Ende, wenn unsere Forscherin eine neue Stelle antritt, oder ein eigenes Forschungsprojekt erhält, und so weiter.

Auch etablierte Forschende machen nach Latour und Woolgar nichts anderes: Sie investieren und re-investieren laufend ihre wissenschaftliche Reputation und versuchen diese so zu vermehren. Sowohl in der persönlichen Motivation als auch in der Selbststeuerung der Wissenschaften spielt diese Reputation eine zentrale Rolle. Sie dient nicht nur der Eitelkeit von Professoren sondern ist gewissermaßen Teil der wissenschaftlichen Vernunft. Der Reputationsmechanismus sorgt für eine angemessene Ressourcenallokation, für eine Arbeitsteilung und er ist auch Garant für die Qualität von Daten.

Ich fand das Reputationszyklus-Modell von Latour und Woolgar immer sehr überzeugend. Deshalb möchte ich anhand dieses Modells eine Diagnose wagen, was in der heutigen Zeit möglicherweise schief läuft.

Es kann sein, dass ein Problem darin liegt, dass die Reputationszyklen zeitlich immer stärker komprimiert worden sind. Dadurch steigt der Druck auf einzelne Forschende, immer mehr zu publizieren um einen Reputationsgewinn auf ihr investiertes Kapital zu erzielen. Diese Verkürzung der Kreditzyklen hat wahrscheinlich mehrere Ursachen. Ich sehe drei Faktoren als besonders kritisch an,

**Erstens** wird immer mehr Forschung durch Drittmittelprojekte mit relativ kurzer Laufzeit finanziert. Man sieht vielerorts Postdocs mit Ein- und Zweijahresverträgen. Aber auch drei Jahre sind eine kurze Zeit, um etwas wirklich Substanzielles zu leisten. Diese Kleinteiligkeit der Projekte erhöht den Druck, zu jedem kleinen Projektchen auch einen entsprechenden output zu generieren.

**Zweitens** scheint mir, dass die neue Evaluationskultur den Mechanismus der Kreditzyklen unterläuft. Es wird ständig evaluiert, ohne dass je ein Kreditvorschuss gewährt wird. Dazu wird evaluiert, bevor ein Kreditzyklus an sein Ende kommt. Schliesslich messen die neuen Evaluationsinstrumente nicht

den Reputationsgewinn von Forschenden sondern oft nur den Bekanntheitsgrad deren Arbeiten, wenn nicht sogar nur den Bekanntheitsgrad der Zeitschriften, in denen sie publizieren.

Ich meine deshalb, dass man versuchen muss, die Länge der Kreditzyklen wieder in die Länge zu ziehen, z.B. indem grössere Laufzeiten bei Forschungsprojekten vorgesehen werden. Warum kann einem Labor z.B. nicht einen Forschungsgrant für 10 Jahre geben? Dadurch könnten mehr längerfristige Stellen geschaffen werden. Für die Lebensqualität junger Forschender wäre das ein Gewinn, und zugleich würde man die Tendenz der Verkürzung der Kreditzyklen verkürzen, und zwar sowohl auf Seite der PIs als auch der in Forschungsprojekten angestellten.

Weiter halte ich es für unabdingbar, dass an unseren Universitäten mehr unbefristete Stellen geschaffen werden, um dem Max Weberschen Hazard etwas entgegen zu wirken. Bei unseren universitären Strukturen ist das natürlich schwierig. Wir sehen das regelmässig in unseren Fakultäten: Wer ist schon bereit, ein Ordinariat durch eine tenure-track Assistenzprofessur zu ersetzen? Warum eine Nachwuchskraft einstellen, wenn man eine etablierte Figur haben kann?

Ich denke, wir brauchen viel mehr Flexibilität an unseren Instituten, um längerfristige und unbefristete Stellen zu schaffen, mit Institutseigenen Mitteln und mit Drittmitteln. Das ist gleichzeitig im Interesse der wissenschaftlichen Qualität und der Lebensqualität. Auch Teilzeit-Professuren sind eine Möglichkeit, mehr Flexibilität zu schaffen und mehr unbefristete Stellen zu Verfügung zu haben. Dies ist etwas, was wir an der Uni Genf vermehrt machen, obwohl es eher eine Notlösung ist, um das rigide Gefüge der Lehrstühle etwas aufzulockern.

Weiter muss bei der Evaluation von Wissenschaftlern vermehrt auf deren wissenschaftlichen Reputation geachtet werden. Das ist eine Währung, die nur von der scientific community selbst ausgegeben werden kann, und auf diesem Prinzip beruht die Selbststeuerung der Wissenschaften. Sie wird für originelle Arbeit vergeben, nicht für möglichst viele Publikationen in Journalen mit hohem Impact Factor, und auch nicht für besonders viel Erfolg bei der Einwerbung von Drittmitteln. Hier kann man übrigens inflationäre Tendenzen beobachten: war es früher völlig OK, eines oder zwei SNF- oder DFG Projekte zu haben, muss es heute schon mindestens ein SNF-sinergia-Netzwerk, eine DFG-Forschergruppe oder gar ein Sonderforschungsbereich sein, am besten aber gleich ein NCCR oder ein Exzellenzcluster, im Rahmen derer aber wiederum meist nur kurzfristige Stellen geschaffen wer-

den. Damit wird das Nachwuchsproblem verschärft.

Und zu guter Letzt muss auch endlich die Vereinbarkeit von Familie und Wissenschaft verbessert werden. In dieser Hinsicht sind wir hier in der Schweiz gegenüber unseren deutschen Nachbarn übrigens massiv im Rückstand. Unser Mutterschaftsurlaub ist mit 14 Wochen viel zu kurz, der Vaterschaftsurlaub ein schlechter Witz—10 Arbeitstage in Genf. Ich hatte kürzlich die Chance, eine exzellente deutsche Postdoktorandin einzustellen. Sie gab schliesslich einer Stelle an einer Universität in Deutschland den Vorzug mit der Begründung, dass sie Kinder haben möchte und dies sei in Deutschland mit seinem gut ausgebauten System von Elternzeiten einfach wesentlich einfacher für Berufstätige. Auch besteht meines Erachtens in der Schweiz dringender Handlungsbedarf, wenn es um die Lebensqualität von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern geht.